

Mein Großvater war Inspektor bei der Reichsbahn und fuhr jeden Morgen mit seinem Fahrrad in den Dienst, wie er sich ausdrückte, um am späten Nachmittag unternehmungslustig zurückzukehren. Es kam durchaus schon einmal vor, daß er auf dem Fahrrad pfiiff. Singen habe ich ihn selten gehört. Er war einfach zu ungenau für die Musik. Seine Stimme klang wie ein Steingeröll.

Wenn er in unsere Wohnung trat, klirrten die Gläser in der Vitrine. Meine Großmutter soll es trotz großer Anstrengungen nicht gelungen sein, aus ihm einen Tänzer zu machen. Er stand fest auf seinen Füßen.

Auf einem Betriebsausflug seines Büros nach Rüdesheim, auf dem ich ihn begleiten durfte, wurde er nach ein paar Gläschen ein anderer Mensch und dirigierte mit dem Taktstock, den ihm der Kapellmeister überlassen hatte, den Radetzky marsch. Eine Woge der Begeisterung schien seinen Körper vom Scheitel bis zur Sohle zu erfassen, und ich fürchtete, er könne das Gleichgewicht verlieren. Aber er schien sich eher in den Boden zu drehen. Schweiß spritzte aus seinem Gesicht, und seine Jacke flatterte wie eine Fahne. Als er kurz vor dem Ende, als die Zuhörer schon anfangen, grölend Beifall zu klatschen, den Taktstock in die Menge warf und dann mit weiten Schritten den Saal verließ, lief ich hinter ihm her. Auf der Heimfahrt sagte er mit einem weinduftenden Seufzer: »Mach dich nie zum Narren der andern, es reicht, wenn man sein eigener Narr ist.«

Auf der Heimfahrt lärmten die Betrunknen im Zug. Der Rhein, der im Mondlicht silbern glänzte, kroch wie eine riesige Schlange neben uns her. Als jemand »Es zittern die morschen Knochen« anstimmte, begann mein Großvater mit kratzender Stimme: »Der Mond ist aufgegangen«. Er hielt bis zur letzten Strophe durch und schlief dann ein. Die Gesichter der Mitfahrenden schienen in der schlechten Beleuchtung kreidebleich. Der Zug raste in die Nacht.

Jedesmal, wenn ich mit meinem Großvater zusammen war, hatte ich den Eindruck, als wolle er mit der Welt Streit anfangen. Aber so sehr ich mich auch bemühte, den Grund seiner Verbitterung herauszufinden, er ließ mich im ungewissen zappeln. Wenn ich ihm allzusehr auf die Nerven ging, wehrte er sich mit dem Satz: »Es ist nicht gut, wenn man alles weiß.«

Sagen Sie das einmal einem Jungen von zehn Jahren, der glaubt, daß alles, was er nicht weiß, ein unerträgliches Defizit darstellt.

Zu Beginn des Krieges hatte man sich in unserer Straße sehr viel zu erzählen; Briefe von der Front wurden ausführlich kommentiert, und die Siegesmeldungen, die aus den kleinen, schwarzen Volksempfängern herausbellten, verführten zu draufgängerischen Reden, so daß Kriegsveteranen, die im Ersten Weltkrieg eine Niederlage hatten hinnehmen müssen, am liebsten auf der Stelle zur Front geeilt wären, um diesmal bei den Siegern zu sein. »Du alter Eisengockel!« beschimpfte Frau Scheib ihren Mann. Herr

Dapper stand vom Alkohol angefeuert an seinem Zaun und verkündete lauthals, er wolle die Fahne tragen.

Mein Großvater zog es vor, in seinem Garten, den er gepachtet hatte und der nur knapp hundert Meter von seiner Wohnung entfernt lag, wie der gute Pangloss hingebungsvoll Unkraut zu jäten. Dann verschwand er ganz im Grünen, und die Amseln umzeternten ihn. Manchmal ließ er sich aber auch auf der von Stachelbeersträuchern umsäumten Bank nieder, wo er über die beste aller Welten nachdachte, die er nicht ändern konnte. Mein Großvater liebte seinen Garten, und der Garten liebte ihn. So gediehen die Kürbisse so gut unter seiner Fürsorge, daß einem angst werden konnte. Ausgehöhlt, mit gezacktem Mund, riesigen Augen und einer runden Nase versehen und im Innern von einer Kerze erleuchtet, wirkten sie wie Ungeheuer, die Geistergläubigen schrille Angstschreie entlockten. Auch Herr Dapper ließ sich von einem solchen Kürbiskopf erschrecken, den ich auf seinem Briefkastenpfosten plazierte hatte. Als ich meinem Großvater von dieser unrühmlichen Reaktion erzählte, war er entzückt und meinte, wenn es ein französisches Maschinengewehr gewesen wäre, hätte Herr Dapper sicherlich mehr Mut gezeigt. Herr Dapper freilich verkündete entrüstet, er sei von Kommunisten überfallen worden, was mein Großvater mit der Bemerkung quittierte, er habe gar nicht gewußt, daß Kürbisse für die klassenlose Gesellschaft kämpfen.

Natürlich hatte der Garten auch noch andere Vorteile. Er ernährte uns und stopfte die Lücken, die die Lebensmittelkarten nicht ausfüllen konnten. Irgendwo hatte mein Großvater gelesen, daß in den Bohnen all das enthalten sei, was man zum Leben, zum Überleben brauche. Also bepflanzte er jedes freie Eckchen seines Gartens mit Bohnen, und wir lebten von diesen Bohnen: vom Januar bis zum Dezember und wiederum vom Januar bis zum Dezember.

Die Bohne ist ein demiurgisches Nahrungsmittel, das den ganzen Körper engagiert. Erst viel später las ich, daß Pythagoras seinen Schülern den Genuß von Bohnen verboten habe. Mein Großvater war kein Pythagoräer. Er konnte beim besten Willen keine Harmonie der Sphären aus dem Weltall heraushören. Es war Krieg, und der Lärm triumphierte. Eine Brandbombe fiel in den Garten und verwandelte das saftige Grün in einen eklig schwarzen Brei, den mein Großvater sofort in das Erdreich grub. Er nahm die Herausforderung des Krieges an.

Im März 1944, als schon mehrere Häuser in unserer Siedlung den Bomben zum Opfer gefallen waren und mein Vater mir aus Rußland schrieb, ich solle fleißig sein, packte mein Großvater kurz entschlossen unsere Koffer und schickte uns zu Verwandten aufs Land. Eine Woche später trafen mehrere Bomben das Haus, in dem wir zwölf Jahre zusammengelebt hatten. Mein Großvater konnte ein paar Habseligkeiten retten, Bücher, zwei Uhren, das Silberbesteck und Betttücher, und brachte sie uns in einem rissigen Koffer. Als er in unser Zimmer trat, das man uns in einer Kegelbahn notdürftig

eingerrichtet hatte, blieb er lange stumm vor uns stehen. Seine Haare und seine Augenbrauen waren versengt, und er roch nach Brand.

Unvermittelt sagte er zu seiner Tochter: »Ich denke oft an deine Mutter. Mein Gott, war das eine schöne Zeit.« Ein Lächeln kroch vorsichtig über sein Gesicht. »Jetzt bin ich ein Pelikan in der Einöde und eine Nachteule in den Ruinen.«

Er gab mir einen leichten Stoß gegen die Schulter. Er sah wie ein riesiger Kegel aus, den die Kugel nicht getroffen hatte, ein trauriger Sieger.

Anfänge

Nicht geboren zu sein, sei das höchste Glück auf Erden. Ich wurde geboren und habe somit mein Glück verscherzt, doch Hand aufs Herz, was hätte ich zu erzählen, wenn ich nicht geboren worden wäre. Man ist da, so daß sich alle Spekulationen über das Gegenteil erübrigen.

Bis zu meiner Zeugung reichen meine Erinnerungen nicht. So weiß ich nicht, ob mein Vater überhaupt an mich als Konsequenz seiner Lust gedacht hat. Meine Mutter wollte mich, wie sie mir später erzählte. Ich tat ihr den Gefallen und kam am 25. September 1930 auf die Welt, just zu der Zeit, als die NSDAP bei der Reichstagswahl 18,3 Prozent der Stimmen gewonnen hatte.

Ort des im wahrsten Sinne des Wortes einmaligen Ereignisses, denn keiner kann zweimal in denselben Fluß steigen, war das Marienkrankenhaus in Frankfurt, in dem ich meinen ersten Schrei ausstieß. Vielleicht hat sich eine fromme Schwester bekreuzigt, vielleicht haben sich Hebamme und Arzt gefragt, ob es denn opportun sei, gerade in diesen Zeiten wirtschaftlicher Not und politischer Hysterie geboren zu werden, aber die Liebe richtet sich nicht nach Börsennachrichten und politischen Leitartikeln. Sie läßt sie eher vergessen. So muß es wenigstens meinem Vater ergangen sein, der damals in einer Bank arbeitete, nachdem er sein ganzes Geld durch die Inflation verloren hatte. Er ist daraufhin Fotoamateur geworden, um wenigstens auf diese Weise in den Besitz der schönen Dinge des Lebens zu kommen. Im Morgenlicht des 25. September machte er die erste Aufnahme von mir. Auf der erhalten gebliebenen Fotografie bin ich in rembrandtschem Dunkel zu sehen, wie ich gähne. Sehr erhehend habe ich wohl nicht ausgesehen, und mein Großvater soll zu seiner Tochter gesagt haben: »Häßliche Babys werden die schönsten Menschen.«

Das muß nicht unbedingt zutreffen, doch hat es damals meine Mutter getröstet, und das war das einzige, worauf es ankam. Mein Vater hielt an der Gewohnheit fest, alle großen und kleinen Ereignisse meines Lebens, aber auch meine Grimassen mit der Kamera aufzunehmen. Er hatte sie fast immer in Reichweite. Überall lauerten die Gelegenheiten, und er wollte nicht das Nachsehen haben. Er schaute beim Fotografieren sehr düster drein, wie er auch beim Geigenspiel ein sehr unglückliches Gesicht machte. Warum, weiß ich nicht, spielte er doch sehr gut Geige, und auf seinen Aufnahmen waren die Personen stets zu erkennen.

Mich, seinen ersten Sohn, fotografierte er sehr oft, und an Hand dieser Fotografien kann ich mir heute ein einigermaßen reiches, wenn auch gestelltes Bild von meiner Kindheit machen, als mich meine Mutter in einem hochrädigen Kinderwagen durch die

Bergerstraße schob, begleitet von Harras, einem Neufundländer, der jeden anknurrte, der mich näher in Augenschein nehmen wollte.

Es muß eine schöne Zeit für mich gewesen sein, in der ich an der Brust meiner Mutter lag, schlief und verdaute. Es war eine Zeit ohne Wörter, ohne Verstehen, und die Angst hatte noch keinen Namen. Das war gut so, denn Frankfurt teilte nicht dieses Glück mit mir. Die Nazis kämpften gegen die Kommunisten, die Stadt gegen die Taubenplage und mein Vater um die Sicherung seines Berufs. Der Kurs der Reichsmark prägte den Alltag, während ich in den Windeln lag und die Dinge zu unterscheiden und zu begreifen lernte.

Der erste große Schmerz, der in mein Bewußtsein drang, war ein Hundebiß. Als ich schon halbwegs laufen konnte, mehr nach den Seiten ausbrechend als zielstrebig, versuchte ich, auf dem ohrenkranken Harras zu reiten. Er schüttelte mich ab und schnappte nach mir. Der faule Atem des Hundes stieg in meine Nase, schwarzes Fell deckte mich zu. Dieser Biß war für mich so etwas wie ein Ritterschlag zum Saturnkind. Ich habe mehr geschrien, als es der Schmerz verdient hätte.

An meine Beschneidung, die in meiner Familie üblich ist, kann ich mich nicht mehr erinnern, dafür empfand ich jedoch seitdem einen unerklärlichen Haß gegenüber Frisören in weißen Mänteln. Kurz vor meinem zweiten Geburtstag zogen wir aus einer Mansardenwohnung mit schrägen Wänden im Haus meiner Großmutter, Obernhainer Straße 6 am Prüfling, in eine ebenso enge Mansardenwohnung in der gerade fertig gewordenen Tornowstraße der Kuhwaldsiedlung. Meine Mutter wollte auf eigenen Füßen stehen. Von der neuen Mansardenwohnung konnte man durch ein kleines Fensterchen den Flugplatz Rebstock sehen, von dem Ballons aufstiegen, die ich für fliegende Augen hielt. Warum, weiß ich nicht. Ich hatte überhaupt sehr seltsame Vorstellungen, die ich ernster nahm als die Wirklichkeit. Mag sein, daß ich aus diesen Gründen Skeptiker wurde. Doch zunächst lernte ich sprechen, und ich muß, wie mir meine Mutter erzählte, ein großer Wortverwandlungskünstler gewesen sein. So sagte ich nicht Sofa, auf dem sich mein Vater von seiner Arbeit ausruhte, sondern Schlong, nicht Löwe, den ich vom Zoo und von Abbildungen in Brehms Tierleben her kannte, sondern Löbel. Auch verwandelte ich das Radio in Radrio, und von mir sprach ich, wenn ich mich auf einer Fotografie entdeckte, vom »Herbertchen, wie es noch klein war«. Es kam aber auch vor, daß ich in einer Phantasiesprache redete, die weder andere noch ich verstanden. Ich hatte die Vorstellung, als Namensgeber nicht an Konventionen gebunden zu sein. Mein Großvater nannte mich einen Anarchisten, was ich für ein unanständiges Wort hielt. So kann man sich irren.

Ich war ein sehr unruhiges Kind und stellte die Geduld meiner Mutter auf eine harte Probe. Nur mit Mühe konnte sie mich auf Spaziergängen an der Hand halten. Oft entriß ich mich der mütterlichen Obhut und stürmte davon, wobei ich fast immer auf die Nase oder auf einen anderen Körperteil fiel, so daß ich stets mit frischen wie mit